

Sor Juana Inés de la Cruz:
Die Antwort an Schwester Philotea,
aus dem Spanischen von
Hildegard Heredia,
mit einem Essay von Angelo Morino,
Verlag Neue Kritik
Frankfurt/M. 1991,
144 S. (28,00 DM)

Sor Juana Inés de la Cruz:
Der Traum.
Spanisch – Deutsch,
herausgegeben und übersetzt von
Alberto Perez-Amador und
Stephan Nowotnick,
Verlag Neue Kritik
Frankfurt/M. 1992,
136 S. (28,00 DM)

Juana Ramírez, uneheliche Tochter einer Kreolin und eines baskischen Seemanns, war die bedeutendste mexikanische Dichterin und Gelehrte des 17. Jahrhunderts. Man nannte sie »die zehnte Muse von Mexiko«. Wunderkind wie Mozart, menschenscheuer Star wie die Garbo, radikal wie die Frauen der Romantik, war sie von einem faustischen Wissensdrang getrieben, der sie zu einer natürlichen Verbündeten des Teufels machte, zu einer Besessenen, die sich vor sich selbst fürchtete und schließlich ins Kloster floh, um dem Geist, der stets verneint und unablässig provoziert, zu entkommen und zugleich mit ihm vereint zu bleiben, mit diesem Geist, ihrem Genie.

Sie wurde mit 18 Jahren Nonne, Sor Juana Inés de la Cruz, zunächst bei den Karmeliterinnen, dann im Kloster des Heiligen Hieronymus der Stadt Mexiko.

Davor lagen unruhige Kindheits- und Jugendjahre. Schon mit drei Jahren hatte sie darauf bestanden, lesen zu lernen, mit sieben wollte sie sich als Junge verkleiden und in die Hauptstadt gehen, um zu studieren. Stattdessen blieb ihr nur die umfangreiche Bibliothek ihres Großvaters. Sie eignete sich Wissen und Verschlüsselungen der männlich bestimmten Wissenschaft und Dichtung mit Vehemenz

autodidaktisch an. Sie las alles, analysierte alles und war stets mit ihren Kenntnissen unzufrieden.

Als junge Frau bei Hof eingeführt, erregte sie durch ihr außergewöhnliches Wissen, das das vieler Professoren übertraf, ihr ebenso hohes dichterisches Talent und ihre Schönheit so viel Bewunderung, daß sie Hofdame der Vizekönigin wurde, obwohl sie keine Adlige war. Die Vergnügungen und Annehmlichkeiten am Hof bedeuteten ihr jedoch nichts im Vergleich zu ihren Studien. Sie wünschte sich ein Leben in völliger Ungestörtheit, um lesen und forschen zu können. Aus diesem Grund lehnte sie auch die Ehe aus tiefstem Herzen ab. Als einzige Alternative blieb das Kloster.

Die überlieferten Liebesgedichte von Juana sind an Männer und Frauen gerichtet, wobei die Männer leere Formeln bleiben, entnommen der Überlieferung, ohne daß ein Bild von ihnen entsteht. Juana malt nur die Frauen: mit goldenem Haar, roten Lippen, schönem Körper und Teint. Sie vergleicht die geliebte Frau mit einer Rose. Ihre Wortwahl wirkt oft bemüht, gekünstelt, höfisch. Sie macht aus dem Lebendigen eine gepreßte Blume. Aus der gepreßten Blume macht sie noch einmal eine Abstraktion. Und mit dem, was geblieben ist, der Idee der getöteten Hülle der Liebe, lebt sie.

Ihre Gedichte sind oft Geschenken beigelegt. Einmal schenkt sie der Vizekönigin Mexikos, unter deren Mäzenat sie steht, einen kleinen bestickten Schuh und Schokolade. Dazu schreibt sie ein Gedicht, in dem sie sagt, die Hand der geliebten Frau zu fordern, wäre vermessen. Ihre Füße zu küssen aber sei ein Zeichen der Demut und Unterwerfung.

Das ist exaltiert und pathetisch wie alles, was Juana tut. Aber es ist auch konventionell. Sogar konventionell im Rahmen der traditionellen höfischen Minne vergangener Jahrhunderte, nicht am Pathos des bilderreichen Barock der Gegenwart orientiert. Juana verehrt ihre Damen ritterlich und gibt ihrem Begehren eine unangreifbare Form. Nie habe sie auch nur eine unanständige Zeile geschrieben, kann sie dem sie kritisierenden Bischof stolz entgegenhalten. Bewundert für ihre Genialität und ihre Schönheit, liebt sie und läßt sich Zeichen der Liebe geben. Sie empfängt ihre Verehrer in ihrer mit Büchern

und Musikinstrumenten ausgestatteten Zelle wie in einem Salon. Wenn sie allein zurückbleibt, ist die Stille für sie Erholung, die ihr erlaubt, sich weiterzubilden.

Der Erfüllung ihrer Liebesehnsucht steht ihr Drang nach Selbstverwirklichung als denkende und forschende Frau freilich im Wege.

Es gibt eine sensible Verfilmung ihres Lebens, die im letzten Jahr im deutschen Fernsehen gezeigt wurde, mit Dominique Sanda in der Rolle der spanischen Vizekönigin, mit immer geheimnisvollem Gesichtsausdruck, in den Farben der Haut, in der Farbe von dunklem Blond, Verführerin. Sie ist schön als Vizekönigin, schön als Freundin einer Frau, von der sie leidenschaftlich, mit der Leidenschaft des Geistes und der poetischen Ambition, geliebt wird.

Sicher will Juana hinter Klostermauern sein, doppelt sicher: vor den Versuchungen der Welt und vor den Strafen für die Hingabe an sie, sicher vor der Maßregelung. Aber sie hat ihr eigenes Maß, dem sie nicht entkommt. Gleichzeitig sprechen aus vielen ihrer Äußerungen eine Eigenwilligkeit, ein Temperament, die an Schamlosigkeit grenzen, denn Genie ist frei von Scham.

In einer Polemik gegen den Jesuiten Antonio Vieira, den Beichtvater der legendären Königin Christina von Schweden, verwirft sie dessen Theorien über die Liebesbeweise, die Gott den Menschen zuteil werden läßt. Sie hält derartige Liebesbeweise für überflüssig wie unsinnig. In ihrer Gegenschrift, genannt »Carta Atenagórica«, kommt sie zu dem Schluß: »Danken wir Ihm und rühmen wir diese Vollkommenheit der göttlichen Liebe, die eine Wohltat tut, wenn sie belohnt, die eine Wohltat tut, wenn sie bestraft, die die größte Wohltat tut, wenn sie die Wohltaten zurückhält, und deren Liebesbeweis es ist, keinen Liebesbeweis zu geben.«

Dieser Satz offenbart nicht nur Stilgewandtheit, sondern bedeutete gleichzeitig einen gewagten Ausfall gegen kirchliche Dogmen. Ein Gott, der nicht eingreifen, nicht maßregeln soll, macht den Menschen frei und mündig.

Die Schrift von Sor Juana wird zwar gedruckt, aber gleich mit dem zurechtweisenden Kommentar eines Bischofs versehen, der

in Form eines Briefes an sie unter dem Pseudonym »Sor Filotea« erscheint. Er klingt stellenweise wie ein Liebesbrief. Am Ende bekennt sich der Verfasser als »eine Verehrerin, die Euch vor vielen Jahren die Hand küßte und in Liebe zu Eurer Seele entbrannte, ohne daß die Entfernung und die Zeit sie gemindert hätten. Denn die geistige Liebe kennt nicht die Beschwerden der Unbeständigkeit, und für sie ist die Liebe nur rein, wenn sie wächst. (...) Ich küsse Euer Gnaden Hand, Eure ergebene Dienerin.«

Das ist die Zärtlichkeit der spanischen Inquisition. Eine lodernde Zärtlichkeit, brennend wie die Scheiterhaufen, auf denen Ketzer und Hexen der göttlichen Gnade überantwortet wurden. Hexenprozesse und -hinrichtungen gab es bis ins 18. Jahrhundert.

»Ich mißbillige die allgemein verbreitete Ansicht derer, die die Beschäftigung der Frauen mit den Wissenschaften nicht gutheißen«, heuchelt der Bischof in seinem Brief. (Das, was man heute political correctness nennt, ist also keine Erfindung des 20. Jahrhunderts.) Er lüftet die Maske und fügt hinzu: »Wissen, das Hochmut erzeugt, will Gott bei der Frau nicht, aber Wissen, das die Frau im Stande des Gehorsams läßt, verwirft der Apostel nicht.«

Drei Monate später liegt die Antwort von Sor Juana vor, die »Respuesta a Sor Filotea«. Es ist eine Streitschrift im Geist des kommenden Jahrhunderts, des Jahrhunderts der Aufklärung. Juana erweist sich darin als eine geistreiche und äußerst gebildete Frau mit großem Ausdrucksvermögen. Sie will die von der Kirche gezogenen Grenzen nicht respektieren. Der Bischof hat ihr geraten, öfter die Bibel zu lesen, anstelle »weltlicher«, wissenschaftlicher Lektüre. Juana entgegnet mit hochfahrender und gefährlicher Frechheit, daß man ohne umfassende historische, geographische, musikalische, astronomische, ethnologische und Sprachkenntnisse die Bibel ja überhaupt nicht verstehen könne.

Es gäbe praktisch kein Gebiet, daß man nicht intensiv studieren müsse, um sie zu verstehen.

Ein zweites Wagnis geht sie ein, indem sie ihren Wissensdrang als eine unbezähmbare, unheilbare Leidenschaft darstellt, nicht unähnlich einer Krankheit. Eine Obsession interpretierte man, zumal bei einer Frau, als

Einfluß des Teufels, nicht als Geschenk Gottes.

Wenn Juana über die Ermordung von Jesus Christus spricht – die Pharisäer begründeten seine Verurteilung mit den Worten: »Er tut viele Zeichen« – bricht die ganze Bitterkeit ihrer eigenen Erfahrung aus ihr heraus: »Gott behüte, Hervorragendes zu tun ist Grund, daß man getötet wird.« Und sie fährt fort: Leiden »ist der Preis dessen, der sich auszeichnet. (...) Oh unglückselige Höhe, unzähligen Gefahren ausgesetzt! Oh Zeichen, das aus dir eine Zielscheibe des Neides und einen Gegenstand von Widersprüchen macht! Diese Last fühlt jeder, der über die anderen erhaben ist, sei es durch Würde oder Adel, durch Reichtum, Schönheit oder Wissen; aber demjenigen, der die anderen an Verstand übertrifft, ergeht es am schlimmsten.«

Die »Respuesta« enthält in dieser Weise und noch unverhüllter autobiographische Angaben und Bekenntnisse Juanas, auf die sich auch die stützen müssen, die über sie schreiben, denn an anderen Zeugnissen herrscht Mangel.

So fremd und anachronistisch uns dieses Mexiko des ausgehenden 17. Jahrhunderts scheint, so wenig wir heute von dem wissen und wissen wollen, was Juana wußte, so nah ist sie selbst uns, als Frau, die von äußeren und inneren Widersprüchen bis aufs Blut gepeinigt wurde.

»Die Antwort an Schwester Filotea« ist vor fünf Jahren erstmals in deutscher Sprache im Verlag Neue Kritik erschienen. Dort ist auch ihr poetisches Hauptwerk, »Der Traum«, erhältlich.

Ein 56seitiger Essay des italienischen Literaturwissenschaftlers Angelo Morino über das Leben der Dichterin begleitet »Die Antwort«. Darin stören nur die überzogenen psychoanalytischen Betrachtungen. Daß Juana ihren Körper, ihre Weiblichkeit verleugnete, erklärt Morino mit tiefem Haß gegen ihre Mutter, die sechs Kinder zur Welt brachte. Ein Haß, für den es jedoch keinerlei Belege gibt. Nach Freud traut sich jeder, derartiges zu erfinden. Die Ursache der selbstverachtenden Züge Sor Juanas ist nichts anderes als die Frauenverachtung ihrer Zeit, die sie emphatisch und gierig aufgesogen hat, wie sie alles verfügbare Wissen, Urteil und Vorurteil ihrer Zeit

aufgesogen hat, also mit der Nahrung das Gift, das sie zerstören würde.

Verleugnete sie ihren Körper? In ihrem Regiedebüt »Yentl« hat die amerikanische Schauspielerin Barbra Streisand die Geschichte eines jüdischen Mädchens des Jahrhundertbeginns geschildert, das Männerkleider anzieht und so unerkannt studieren kann. Das Besondere an diesem Film ist, daß der Erkenntnisgewinn, die Aneignung von Wissen, als ganzheitliche, lustvolle Erfahrung vermittelt wird, als ein gemeinsamer Gesang von Körper und Seele. Auch die Äußerungen von Sor Juana in der »Respuesta« über ihre Gier nach Wissen haben diesen physischen, sinnlichen Aspekt und verblüffen eben dadurch.

Juana endet wie viele hochbegabte Frauen tragisch. Sie ist an die Grenze gestoßen. Sie kann und darf ihre Studien nicht fortführen. Man muß es ihr nicht extra verbieten, es ist auch so klar. Ein Vierteljahr nach der Antwort auf den Brief des Bischofs verzichtet sie schriftlich auf ihr ganzes Eigentum. Ihre große Bibliothek wird der Kathedrale der Stadt Mexiko übereignet, ihre wissenschaftlichen Geräte und Musikinstrumente werden verkauft. 42 Jahre alt, gibt sie sich exzessiver Buße und religiösen Übungen hin, »wobei sie sich bemühte, ihre Leidenschaften und Begierden in glühendem Bußeifer zu kasteien. Die kluge Fürsorge und Obhut des Paters Antonio halfen, daß ihr Eifer ihrem Leben nicht ein Ende setzte«, schreibt ein Chronist.

Drei Jahre darauf gelobt die sich in innerer Qual verzehrende Nonne, auf ihre Studien zu verzichten. Mexiko wird in dieser Zeit von Hungersnöten und Aufständen geschüttelt. Im Juni 1692 besetzen hungernde Indios die Hauptstadt. Die Pest, die 1694 ausbricht, erscheint angesichts der zerrütteten gesellschaftlichen Zustände vielen wie eine Strafe Gottes. Sor Juana wird Krankenschwester. Sie sucht Erlösung; ihr Überleben wäre ein Wunder gewesen. Das Wunder bleibt ihr erspart. Sie stirbt im April 1695.

Über ihrem Sterbeeintrag im Profeßbuch des Klosters stehen ihre letzten Worte, eilig hingeschrieben. Sie sind unterzeichnet: »Ich, die Schlechteste auf der Welt.«

Konrad H. Jarausch:
 Die unverhoffte Einheit 1989-1990,
 edition suhrkamp es 1877.
 Neue Folge Bd. 877,
 Suhrkamp Verlag
 Frankfurt am Main 1995,
 416 S. (27,80 DM)

Der nicht betroffene Beobachter kann oft leichter und unbefangener historische und politische Prozesse einschätzen als diejenigen, die als Akteure und Betroffene zu diesem Prozeß gehören. Jarausch, ein seit Jahrzehnten in den USA lehrender deutscher Historiker, nutzt diesen Umstand »transatlantischer Distanz« für seine breit angelegte Geschichtserzählung. Er beobachtet präzise zwei emotional wie politisch rivalisierende Diskurse über diese Ereignisse: »Einerseits schufen Regierungsverlautbarungen eine heroisierende Erzählung von Selbstbefreiung und freiwilligem Beitritt ... Diese besonders von der CDU und FDP vertretene Version ... feiert den Sturz der poststalinistischen Unterdrückung und preist die Hinwendung der Ostdeutschen zur westlichen Demokratie.

Andererseits formulieren von der Entwicklung enttäuschte Intellektuelle eine katastrophale Gegengeschichte, um dadurch eine neue Oppositionsidentität zu gewinnen. Die vor allem von der Links-SPD, PDS und Grünen verbreitete tragische Sicht beklagt den Fehlschlag der Revolution und prangert die Leiden der kapitalistischen Restauration an.« (S. 11)

Gegen beide Legendenbildungen will Jarausch mit sachlich-kritischer Analyse anschreiben und dies gelingt ihm zum Teil überzeugend. Er setzt sich notgedrungen der Gefahr aus, es beiden großen Linien nicht recht zu machen, dies darf aber den Historiker nicht schrecken. Dem Rezensenten, der sich eher dem zweiten Diskursstrang zurechnet, fiel jedoch immer wieder auf, daß Jarauschs Argumentation, zumal in den Kapiteleinstiegen (z.B. »Die Massenflucht«, »Der demokratische Aufbruch«, »Der Sturz des Post-Stalinismus«, »Die Abkehr vom Sozialismus«, »Die Entscheidungswahl«) jeweils bedeutende Seiten eines Problems ausblendet und so die

objektive Beobachterposition zu verlassen scheint. Dergestalt betont er den offenen Ausgang der Volkskammerwahl vom 18. März 1990, die nicht nur über die künftige Machtgestaltung in der DDR entschied, sondern »gleichzeitig ein Plebiszit über die Fortführung der Revolution und über das Weiterbestehen eines separaten ostdeutschen Staates« war (S. 178). Erst viel weiter unten, bei der näheren Beschreibung des »Schicksalswahlkampfes« (S. 188ff) befriedigt Jarausch den skeptischen Leser, indem er die Besonderheiten eines weitgehend westlich dominierten Wahlkampfes darlegt, dessen Ausgang pro Einheit so offen nicht war.

Es sind vornehmlich drei Fragen, in denen J. wichtige Akzente setzt: (1) die Herausstellung der inneren Ursachen für Destabilisierung und Zusammenbruch der DDR, (2) die als Alternative nur begrenzt mobilisierend wirkenden Ideen von einem »Dritten Weg« und (3) die Entscheidung für eine durch die Vereinigung gelöste nationale Frage.

Hinsichtlich der inneren Ursachen des Zusammenbruchs hat Jarausch keinen Zweifel, daß diese bestimmend waren: die zunehmende ökonomische Perspektivlosigkeit, das Schwinden der ideologischen Bindungskraft des »Kommunismus«, die fehlende demokratische Legitimation der DDR. Für Jarausch wurde der wachsende Ausreisepressure zur entscheidenden Bedrohung für die »post-stalinistische« DDR, sie ist für ihn die »Fortsetzung der bürgerlichen Opposition gegen die SED« (S. 45). Auch wenn er diese Entwicklung des Sommers 1989 durchaus im Kontext von »sorgfältig einstudierten Nachrichtensendungen« des Westens sieht und bundesdeutsche Politikeraktivitäten benennt (S. 48ff), so geht es ihm doch um DDR-hausgemachte Probleme. »Der Ruf ›Wir wollen raus!‹ offenbarte den Bruch der schweigenden Mehrheit mit dem SED-System ... Die Ausreisewelle setzte eine negative Spirale in Gang, die schließlich zum Zusammenbruch der DDR führte.« (S. 53f). Zu schwach beleuchtet Jarausch dagegen die gravierenden Veränderungen in der weltpolitischen Situation und vor allem in der Supermacht Sowjetunion, die Jarausch zwar benennt, aber nicht tiefer ausleuchtet. Das Problem des Untergangs der DDR (und des osteuropäischen Realsozialismus) ist aber oh-

ne die Einbettung in den osteuropäischen Kontext mit der dortigen ökonomischen und politischen Krise, der steckengebliebenen Perestrojka und den Umbrüchen in Ungarn und Polen nicht wirklich erklärbar. Ebenso hatte das Neue Denken und die reale Aussicht auf Entspannung und Abrüstung wesentliche, bislang verfestigte Rahmenbedingungen aufgebrochen.

Das Herausbilden und schließlich 1989 das Handeln oppositioneller Bürgerbewegungen sind für Jarausch »ein stufenweiser Prozeß der Selbstbefreiung« (S. 82). Diese Bewegungen waren auf die Wiederherstellung einer Zivilgesellschaft und die Schaffung eines Frei- raumes für Versammlung und Diskussion, auf mehr direkte Demokratie und gegen politi- sche Kungelei gerichtet. »Die Bürgerbewegungen versuchten, die Menschenrechte nicht nur zurückzugewinnen, sondern sie gleichzeitig zu aktivieren und auszuweiten.« (S. 83)

Die SED erwies sich als unfähig, dieser Herausforderung gerecht zu werden und selbst nach dem Sturz Honeckers und der Machtübernahme durch die »Pragmatiker« blieb sie hilflos. Der Ansatz eines »3. Weges«, zunächst durchaus populär, verlor angesichts der Dynamik der Ereignisse seine mobilisierende Wirkung. Bürgerbewegungen wie SED-Reformer (letztere bleiben bei Jarausch hinsichtlich ihrer die DDR stabilisierenden und die SED erneuernden Rolle merkwürdig unterbelichtet) setzten auf einen besseren, demokratischeren Sozialismus. Angesichts des Ausmaßes der wirtschaftlichen Probleme, der schwindenden Bereitschaft für neue Experimente wurde dieses emanzipatorische Konzept durch den Sog in die scheinbar alle Probleme enthebende Einheit hinweggespült.

Bezeichnenderweise macht Jarausch die entscheidende Zäsur des Herbstes 1989 nicht am 9. November, dem Fall der Mauer, sondern am 19. Dezember, dem triumphalen Einzug Kohls in Dresden fest. Aus meiner Sicht war dies aber eigentlich bereits der Endpunkt eines Stimmungsumschlags, der »Wende in der Wende«, die durch den Mauerfall und die unmittelbare Konfrontation der DDR-Bürger mit dem sich als überlegen und anziehend darstellenden, damals sogar noch einheitsbegeisterten Westen, darstellte. Gleichzeitig begann schon damals – abgesehen von allen

anderen Aktivitäten – die aktive Einflußnahme des Westens auf die DDR-Situation.

Die entscheidende Argumentation Jarauschs – für linke Intellektuelle problematisch, aber durchaus berechtigt sowohl den Fakten wie der politischen Bindekraft dieser nationalen Ideen entsprechend – liegt in der Entscheidung der nationalen Frage spätestens mit den Volkskammerwahlen im März 1990. »Im Winter 1990 trat die ostdeutsche Revolution in ihre nationale Phase ein. Ironischerweise ermöglichte der Wiedergewinn der Menschenrechte es vorher sprachlosen antisozialistischen Gefühlen, sich zu artikulieren und zu organisieren. Dadurch veränderten die Massenproteste ihren Charakter wie ihre Ziele und verlagerten mit Unterstützung westlicher Politiker ihre Priorität von Meinungsfreiheit zur ungelösten nationalen Frage.« (S. 206) Daß für westliche Intellektuelle damit die Revolution ihre Legitimität verlor, ist für Jarausch verständlich. (S. 207) Für entscheidender hält er die Einschätzung, daß es ein »unvorhergesehener Wandel des ostdeutschen Aufbruchs von Revolution zu Nation« war (S. 208).

Vorzug des Buches ist seine weitgehende Nüchternheit. Auch wenn einige Urteile nicht gefallen können, sind viele Sichten stimmig und keineswegs durch den sonst so häufigen westlichen Siegerblick getrübt. Jarausch sieht die Probleme auch fünf Jahre nach der Einheit, die sozialen Verwerfungen, die Identifikationsprobleme und die neuen sozialen Spannungen deutlich.

STEFAN BOLLINGER

Nathan Steinberger:
 Berlin-Moskau-Kolyma und zurück.
 Ein biographisches Gespräch über
 Stalinismus und Antisemitismus mit
 Barbara Broggin.
 Mit einem Vorwort von
 Jakob Moneta,
 Edition ID-Archiv
 Berlin-Amsterdam 1996, 142 S.

Nathan Steinberger, Jahrgang 1910, dürfte einer der nur noch ganz Wenigen aus der ersten Generation der Kommunisten dieses Jahrhunderts, »für die die Oktoberrevolution der Stoff war, aus dem die Träume sind« (S. 109/110), sein, der zu seinem Leben befragt werden kann. Barbara Broggin hat es in drei Begegnungen mit ihm um 1993 getan und damit ein weiteres Zeugnis aus erster Hand für die historische und biographische Forschung bewahrt, die sich mit der besonders tragischen Seite der kommunistischen Bewegung dieses Jahrhunderts befaßt: den verbrecherischen Repressalien gegenüber Kommunisten (und nicht nur diesen) in der Sowjetunion der dreißiger und vierziger Jahre, bei denen Hunderttausende, ja Millionen von ihnen durch Erschießen oder unmenschliche Bedingungen in Zwangslagern den Tod fanden. Nathan Steinberger, seit seinem sechzehnten Lebensjahr Kommunist, 1932 als junger Wissenschaftler, als Fachmann also nach Moskau zur Arbeit an das der Komintern unterstellte Internationale Agrarinstitut berufen, wurde 1937 verhaftet, administrativ zu fünf Jahren Zwangsarbeit im Straflager verurteilt, erst 1946 entlassen und anschließend »auf ewig« verbannt. 1955 kam er in die DDR. Diese Erlebnisse und ihre Hintergründe, die Praxis sowjetischer Justiz- und Repressionsorgane, teilweise auch die Stellung der Moskauer KPD-Führung dazu bilden den einen Schwerpunkt der Gespräche (S. 22-64). Dabei macht N. Steinberger deutlich: »Charakteristisch für die Verfolgung unter Stalin war, daß der individuelle Fall eine ganz unwichtige Rolle gespielt hat. Es waren bestimmte Bevölkerungsgruppen, die als antikommunistisch, antisowjetisch oder als verdächtig eingestuft wurden und die also der Verfolgung unterlagen.« (S. 35)

N. Steinberger stammt aus einer orthodoxen jüdischen Familie, löste sich mit dreizehn Jahren vom religiösen Einfluß seiner Eltern, blieb aber stets direkt oder indirekt mit dem Antisemitismus konfrontiert. So bilden seine jüdische Herkunft, die jüdische Jugendbewegung im Berlin der zwanziger Jahre, der er kurzzeitig angehörte, und der Antisemitismus in Deutschland einen zweiten Schwerpunkt der Gespräche (S. 15-22, 65-68). Steinberger macht dabei auf die unterschweligen (auch vom Staat getragenen) Formen des Antisemitismus in der Weimarer Republik aufmerksam und faßt zusammen: »Was den Nazi-Antisemitismus von dem früheren unterscheidet, ist eben, daß die Nazis ihn in Gesetze faßten und schließlich den staatlich organisierten Massenmord anordneten. Aber antisemitische Strömungen gab es immer, und es gab eine antisemitische Agitation auch in Frankreich, in England und den USA, ganz zu schweigen von Osteuropa« (S. 21), wobei die christlichen Kirchen überall »bis in die jüngste Zeit tatkräftig an der Entstehung und Praxis des Antisemitismus mitgewirkt« haben. (S. 22)

Beide Themen – Stalinismus und Antisemitismus – fließen im dritten Gesprächsschwerpunkt zusammen, bei dem es um den historisch und ideologisch bedingten »Zwitterstatus« der Juden zwischen Assimilation und Aussonderung und den Antisemitismus in der Sowjetunion der dreißiger bis fünfziger Jahre geht (S. 70-90). Das ist auch das Thema des Vorworts von Jakob Moneta. Steinberger beschreibt die Stellung der Juden in der SU und die offizielle Politik ihnen gegenüber differenziert und stellt fest: »Mitte der 30er Jahre fühlte ich mich noch nicht als Jude diskriminiert. Und auch die Verhaftungswelle der Jahre 1936 bis 1939 hatte wenig mit Antisemitismus zu tun... Denn es sind nicht mehr Juden verhaftet worden, als der Anteil der Juden unter den deutschen Kommunisten oder an der Führung der Kommunisten ausmachte. Es gab keine spezielle antisemitische Note bei dieser Sache.« (S. 79) Das habe sich erst 1939 mit dem Hitler-Stalin-Pakt geändert. »In vollem Ausmaß wurde die Waffe des Rassismus von der Stalinregierung aber erst nach dem Zweiten Weltkrieg eingesetzt, als sich der Gegensatz zwischen den USA und der SU herausbildete... Da wurden dann die Juden, was

schon in der Geschichte des russischen Antisemitismus angelegt war, »gleichgestellt« mit Repräsentanten des feindlichen Westens. Nun wurde von Staats wegen der Antisemitismus planmäßig eingesetzt, der Antisemitismus breitete sich damals, »von oben gefördert, auch in der Bevölkerung aus und griff mehr und mehr um sich«, »bis sich der staatliche Antisemitismus am Ende der Lebenszeit Stalins zur Planung der massenhaften Vertreibung aus Rußland nach Sibirien und nach Kasachstan auswuchs« (S. 80). Der Unterschied zu den deutschen Nazis: Die Staatskampagne schlug sich nicht in Gesetzesform nieder, sondern in geheimen Anordnungen an die Parteileitungen, die z.B. angewiesen wurden, die Zahl der Juden an den Hochschulen zu begrenzen, Juden nicht in leitenden Stellungen zu beschäftigen u.ä. (S. 82) – nach außen sollte dieser Antisemitismus nicht kenntlich werden (S. 86).

Abschließend wurde Steinberger nach seinen Erfahrungen als Jude in der DDR befragt (S. 97-107), wo er 1955 – aufgrund seines Wissens um die Judenvernichtung durch die Nazis und der Judendiskriminierung in der SU – in Berlin der jüdischen Gemeinde beigetreten war (was ihm zu Anfang der 70er Jahre unter dem Verdacht des Zionismus die »operative Personenkontrolle« der Staatssicherheit eintrug). In der DDR habe es so gut wie keine Juden mehr gegeben. Die meisten Überlebenden »sind schon aus materiellen Gründen, weil sie in der DDR keine Entschädigung bekommen konnten, in den Westen gegangen«. Im Gefolge der sowjetischen Außenpolitik sei die DDR-Führung antizionistisch eingestellt gewesen und habe während des Sechstagekrieges (1967) eine Kampagne gegen den Zionismus betrieben. Aber sie »hatte keine antisemitische Einstellung, denn im Unterschied zur damaligen SU gab es in der DDR, relativ gesehen, sehr viele Juden in leitender Stellung, bis hinauf ins Politbüro« (S. 104). Man könne »nicht sagen, daß es irgendwelche Benachteiligungen der Juden von oben her gab« (S. 105); »die Kosten für die Unterhaltung der (jüdischen) Gemeinde, der Synagoge, des Friedhofs, der Verwaltung, das alles wurde vom Staat getragen« (S. 100). »Der Antisemitismus hat in der DDR keine Bedeutung gehabt« (S. 106). Ein »sehr rühri-

ger Mann, um die Interessen der Juden in der (DDR-)Öffentlichkeit zu vertreten«, sei Prof. Heinrich Fink von der Humboldt-Universität gewesen, deshalb war es nach der Wende 1989 »eine heimtückische Sache, gerade ihn zur Strecke zu bringen« (S. 103).

Ein bewegendes Buch, mit neuen Einzelheiten, mit neuen Anstößen für die Forschung.

ULLA PLENER

Peter Bender:
Episode oder Epoche?
Zur Geschichte des geteilten
Deutschland,
Deutscher Taschenbuchverlag 1996,
289 S.

Die DDR war kaum von der politischen Bühne verschwunden, als mancher Politiker ihr auch bereits den Grabstein verweigerte. Von ihr werde nicht mehr bleiben als eine Fußnote in der deutschen Geschichte, hieß es. Manch renommierter (west)deutscher Historiker schloß sich dieser Auffassung eifernder Politiker an. Was da verkündet wurde, lief auf eine Art Hallstein-Doktrin für Deutschland-historiker hinaus.

Peter Benders Publikation ist ein Beweis dafür, daß die Verwirklichung dieser Doktrin auf Widerstand stößt. Der Autor, der sich in diesem Buch mit der außenpolitischen Hallsteindoktrin kritisch auseinandersetzt und bereits in den sechziger Jahren für deren Überwindung wirkte, stellt sich bewußt gegen einen Trend: »Was den West- und den Ostdeutschen nach 1945 widerfuhr, ist gleich wichtig und hat gleichen Anspruch, von den Historikern mit Aufmerksamkeit bedacht zu werden.« (S. 10)

Die inhaltliche Zielstellung findet ihren Niederschlag in der benutzten Darstellungsmethode. Wenn beide »Deutschländer« für das Verständnis der 45 Jahre zwischen 1945 und 1990 gleich wichtig sind, dann ist allein der gleichgewichtige Vergleich angebracht, um die Auseinandersetzung beider deutscher Staaten mit den Problemen Einheit und Spaltung zu beschreiben. Die von Peter Bender

verwendete Vergleichsmethode bietet ihm die Möglichkeit zu verblüffenden Sichtweisen und verhilft selbst dem mit der jüngsten deutschen Geschichte vertrauten Leser zu neuen Erkenntnissen in beträchtlicher Zahl. Ein wahres Kabinettsstück gelingt dem Autor bei der Charakterisierung der beiden wichtigsten deutschen Politiker der ersten Nachkriegsjahre in dem »Adenauer und Ulbricht« betitelten Abschnitt. »Adenauer und Ulbricht strebten aus eigener Überzeugung in die Richtung, die im Westen die Amerikaner und im Osten die Russen vorgaben... (Sie) waren taktisch fast unbegrenzt beweglich und zugleich von eiserner Konsequenz bei der Verfolgung ihrer Hauptziele... Beide hielten ihr Werk für historisch... Sie sprachen von Deutschland und beschworen die Einheit, aber sorgten nur für ihren Teil«. (S. 149f.)

Peter Bender unterteilt die Entwicklung von der Einheit zur Spaltung und zur Wiederherstellung der Einheit, soweit sie die deutschen Politiker in Ost und West beeinflussen konnten, im Kapitel IV in vier Abschnitte: Schritte zur Teilung im Namen der Einheit (1948-1961), Bemühungen, es nicht zur Zementierung der durch den Mauerbau geschaffenen absoluten Trennung kommen zu lassen (1961-1969); Schritte zur Annäherung im Namen der Teilung (1972-1989) und die Vereinigung (1989-90) als zeitweise parallele Vereinigung durch das Volk in Ostdeutschland und durch die Macht der Bundesrepublik. Zum Abschluß des Buches, in dem es vorher in vier weiteren Kapiteln um die durch den Nationalsozialismus verschuldete deutsche Katastrophe, die sich aus dem Erbe des »Dritten Reiches« ergebende Schuld der Deutschen, die Haltung der vier Siegermächte zu Einheit und Spaltung der Nation, und die Auswirkungen der Teilung Deutschlands auf seine historische Rolle in der Mitte Europas geht, stellt er die Frage nach dem Platz der letzten 45 Jahre in der deutschen Geschichte. Episode oder Epoche? Ist das nicht – vielleicht etwas entschärft – doch die Frage Fußnote oder Mainstream? Ganz sicher ist sie das, aber Bender stellt sie – getreu seinem gleichgewichtigen Ansatz – für DDR und Bundesrepublik, vor dem Hintergrund der Jahrhunderte deutscher Geschichte. Bender plädiert für Episode. Die Vereinigung sei noch rechtzeitig gekommen. Es habe zwar

zwei deutsche Staaten gegeben, aber die Deutschen seien eine Nation geblieben. (S. 255) Was zusammengehöre, so zitiert er Brandt, könne nun zusammenwachsen. Aber ist die Frage Epoche oder Episode damit abschließend beantwortet? Ist sie überhaupt richtig gestellt? Wenn Bender von einer Episode aus der Sicht langer Zeiträume, seit dem 13. oder 17. Jahrhundert spricht, war dann die Spaltung nicht eher Epoche und die Einheit Episode? 75 Jahre währte der moderne deutsche Nationalstaat des 19. bzw. 20. Jahrhunderts. Hing die Erreichung der (inneren) Einheit nur davon ab, wieviel Gemeinsamkeit (nach Bender vor allem dank der Politik der drei bundesdeutschen Kanzler Brandt, Schmidt und Kohl) zwischen 1969 und 1989 bewahrt werden konnte? Hängt sie nicht auch davon ab, wie (west)deutsche Politiker das Gemeinsame seitdem behandeln? »Eine spezifische DDR- bzw. ostdeutsche Identifikation scheint sich in größerem Umfang erst nach der Vereinigung als Folge der westdeutschen Politik herausgebildet zu haben«, schreiben die der DDR-Nostalgie gewiß unverdächtigen Sozialwissenschaftler Klaus Schroeder und Jochen Staadt bereits 1993 im »Leviathan«. Bender hat die Behandlung der Ostdeutschen durch die dominierenden Westdeutschen nicht nur scharf wie kaum einer kritisiert (S. 222ff.), sondern auch auf »historische Wurzeln« des Nicht-Verstehens, für das er seit den 60er Jahren vermehrte Anzeichen sieht, hingewiesen (S. 177). Die Sicherheit, mit der er in seinem Buch schon die Frage »Episode oder Epoche?« beantwortet, kann mich deshalb nicht überzeugen.

Doch dieser Dissens, den ich mit dem Autor habe – er ist übrigens, von einigen nicht stimmigen Details, die einer zwar immer treffenden, aber zuweilen zu apodiktischen Sprache geschuldet sind, einmal abgesehen, der einzige – unterstreicht nur noch einmal wie sehr zum Nachdenken Peter Benders Buch anregt, und zwar nicht nur über die Vergangenheit.

JÖRG ROESLER

Marie Lavigne:
 The Economics of Transition.
 From Socialist Economy to
 Market Economy,
 Macmillan Press Ltd. Houndmills,
 Basingstoke, Hamshire and London
 1995, 295 S.

Im Vorwort des vorliegenden Buches ordnet sich die Autorin, die an der Universität Pau in Frankreich Ökonomie lehrt, selbst jener Gilde von ›Alt-Sovietologen‹ zu, die trotz jahrzehntelanger Beschäftigung mit dem mittel- und osteuropäischen Staatssozialismus von dessen Zusammenbruch genauso überrascht wurden wie der weniger vorgebildete Rest der westlichen Sozialwissenschaften. Gegen den nunmehr einsetzenden Zustrom von ›Nicht-Experten‹ vor allem aus dem Bereich Entwicklungstheorie und -ökonomie in das neue Gebiet »Transformationsforschung« setzt M. Lavigne insbesondere auf ihr profundes Erfahrungswissen, das aus einer über dreißigjährigen wissenschaftlichen Beschäftigung mit den realsozialistischen Gesellschaften Mittel- und Osteuropas stammt. Ohne ein tiefes Verständnis der Vergangenheit, die unter den heute zugänglich werdenden Informationen selbst einer partiellen Neuinterpretation bedarf, können – so argumentiert die Autorin – die gegenwärtigen Transformationsprozesse nicht adäquat begriffen werden. Insgesamt plädiert sie gegen die raum- und zeitlosen Abstraktionen der neoklassischen Wirtschaftstheorie für ein »politökonomisches Konzept« der Transformationsanalyse – ein Konzept, das in seiner ökonomisch-sozialen Komplexität und durch die explizite Einbeziehung des konkret-historischen Kontextes wesentlich in der Tradition der Marxschen Kritik der Politischen Ökonomie steht.

Im ersten Teil des Buches (Kapitel 1 bis 5) gibt M. Lavigne einen zwar gedrängten, aber insbesondere für jene Leser, die mit der staatssozialistischen Realität wenig vertraut sind, trotzdem außerordentlich instruktiven Überblick über Aufbau, Funktionsweise und historische Entwicklung des realsozialistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsmodells. In der Beschreibung der grundlegenden wirt-

schaftlichen und sozialen Strukturen sowie funktionalen Zusammenhänge folgt sie dabei vor allem János Kornai, der in seinem 1992 erschienenen Buch »The Socialist System. The Political Economy of Communism« (deutsch 1995) die Staatspartei und die von ihr instrumentalisierte herrschende Ideologie als spezifischen gesellschaftlich konstitutiven Kern identifiziert. Obwohl für alle staatssozialistischen Länder auch die Existenz ungeplanter, nur bedingt parteipolitisch gesteuerter Wirtschaftssegmente – z.B. einer »semi-legal or illegal ›parallele‹ or ›shadow‹ economy« (S. 9f.) – konstatiert wird, führt diese Sicht, die der Rolle von Partei und Ideologie einen überragenden Stellenwert zuordnet, leicht zur Konstruktion eines Gesellschaftsmodells, in dem die tatsächliche Bedeutung der herrschenden Politiker und ihre realen Möglichkeiten zur bewußten – genau genommen willkürlichen – Gestaltung des Wirtschaftsprozesses einigermaßen überzogen beurteilt werden. In diesem Zusammenhang ist schon erstaunlich, wie wenig die von Rudolf Bahro in seiner Schrift »Die Alternative« bereits Ende der siebziger Jahre entwickelte, wesentlich dialektischere Analyse des widersprüchlichen Verhältnisses von Parteiführung, (Wirtschafts)Bürokratie und realem Wirtschaftsprozess auch international Eingang in den gesicherten Wissensbestand der ›Sovietologie‹ gefunden hat – obwohl Bahros Buch natürlich in keinem Literaturverzeichnis ambitionierter Publikationen zum realen Staatssozialismus fehlt. Dieses auf die Rolle von Partei und Ideologie zentrierte Sozialismusmodell hat allerdings einige Vorzüge. Es identifiziert die propagandistische Metapher von der »führenden Rolle der Partei im Sozialismus« umstandslos mit der gesellschaftlichen Realität und es verortet daher die Gründe für den Kollaps des Systems außerhalb der Ökonomie – »our contention in this book is that the economic situation was not the main reason for the failure of the system...« (S. 57, vgl. auch S. 94). Zumindest jene Mitglieder der sovietologischen Zunft, die sich auf die Untersuchung der realsozialistischen Wirtschaft konzentriert haben, sind für die Prognosepeinlichkeiten am Ende der achtziger Jahre damit (vermeintlich) rehabilitiert. Und auch die chaotischen Zustände kurz vor bzw.

nach dem Zusammenbruch der politischen Systeme in Mittel- und Osteuropa lassen sich auf dieser Grundlage sehr einfach erklären. In dem Moment, in dem die politische Steuerung versagt, muß das gesamte Gesellschaftsgebilde nahezu zwangsläufig ins Chaos stürzen. Daß diese Chaotisierung nun allerdings durchaus nicht überall in den Transformationsländern aufgetreten ist – wie dieser Erklärungsansatz nahelegt –, sondern (wenn von Jugoslawien abgesehen wird) ein Sonderphänomen in Rußland und einzelnen GUS-Republiken geblieben ist, kann zumindest als Indiz für den begrenzten analytischen Wert der von Kornai neuerlich in die Debatte eingeführten Konzeption gelten.

Der Wert des erstens Teils des Buches – in dem das 5. Kapitel, das die Organisation der Wirtschaftsbeziehungen innerhalb des RGW behandelt, als besonders gelungen herausragt – besteht vor allem darin, daß die Autorin versucht, jene Elemente des alten Systems aufzuspüren, die als »historische Erblast« für den Verlauf des gegenwärtigen Transformationsprozesses von besonderer Bedeutung sind. Neben der verhängnisvollen Diskreditierung von Planung und Wirtschaftssteuerung sowie von kollektiven sozialen Werten und der völligen Unerfahrenheit in bezug auf die beherrschende Rolle von Geld- und Bankensystem innerhalb von kapitalistischen Marktwirtschaften, konstatiert sie insbesondere, daß die im Staatssozialismus systemimmanente Existenz parallelwirtschaftlicher Strukturen und die im Zuge der Transformation sich enorm verstärkende Verflechtung von »alter« Nomenklatura und Schattenwirtschaft – vor allem auch über ihre moralisch zersetzenden Folgewirkungen (vgl. S. 41 - 43) – die Herausbildung von Wohlstandsgesellschaften des OECD-Typs zu blockieren droht.

Der zweite Teil des Buches befaßt sich mit der Gegenwart – »Transition in the Making« (Kapitel 6 bis 10) und überrascht zunächst durch einen unerwarteten Wechsel der Perspektive. Stand bisher die eher ganzheitliche Analyse der ökonomisch-sozialen Sphäre eines Gesellschaftssystems im Hinblick auf die Probleme seiner marktwirtschaftlichen Transformation im Vordergrund, wird auf Überlegungen zum Charakter der sich in Mittel- und Osteuropa »heraustransformierenden« Gesell-

schaften nunmehr völlig verzichtet. Es dominiert eine – mitunter resignativ anmutende – bedingungslose Unterordnung unter die Macht des Faktischen und der empirisch detaillierte Nachvollzug einzelner Teilprozesse. Der Blick auf das gesellschaftliche Ganze wird zugunsten einer partikularen Sicht auf das aktuelle »Management der Transformation« aufgegeben. Die Frage nach möglichen Alternativen zu den bisherigen Transformationsverläufen und nach ihren längerfristigen sozioökonomischen Konsequenzen wird gar nicht erst gestellt – »the radical shift to the market ... excluded any ›third way« (S. xiii). Daß in Mittel- und Osteuropa kapitalistische Marktwirtschaften entstehen, ist für M. Lavigne offenbar unstrittig; das einzige was offen ist, ist der Zeithorizont der Transformation. Für die Transformationsperiode selbst sind diese Länder als gemischte Wirtschaftssysteme anzusehen – »a country in transition is a mixed economy, whether it likes it or not« (S. 251). Dies ist zugleich das – etwas magere – Credo des 10. Kapitels, das mit explizit theoretischem Anspruch daher kommt, nachdem in den vorhergehenden Kapiteln Inhalt und Verlauf von makroökonomischer Stabilisierung, strukturellem Wandel und Privatisierung sowie schließlich mögliche Formen der Weltmarktintegration vorgestellt wurden.

Gemessen an den »Schlußfolgerungen«, in denen am Ende zunächst festgestellt wird, daß die Transformation im »Osten« die westlichen Gesellschaften wahrscheinlich nicht vor ernsthafte Probleme stellt und daß das herrschende Weltwirtschaftsregime davon kaum berührt werden dürfte, verwundert dann doch der visionäre Schluß, der unvermittelt – aber deshalb keineswegs zu Unrecht – die Frage nach den Schranken kapitalistischer Vergesellschaftung überhaupt aufwirft. »What if this model itself is not so clearcut as it looks like in textbooks ... ? What if this limited (in time and space) transition was but the prelude to a worldwide transition?« (S. 256). Wenn diese Fragen ernst genommen werden, dann bedeutet das nicht zuletzt, daß das Ergebnis von Transformation durchaus ein völlig anderes sein kann als die von mittel- und osteuropäischen Reformern und westlichen Experten angezielte Imitation von kapitalistischer OECD-Marktwirtschaft. Damit bekäme die

ganze Transformationsdebatte eine neue, bisher kaum ausreichend reflektierte, wahrhaft globale Dimension, die allerdings jenseits des Horizonts von M. Lavignes Buch liegt.

ARNDT HOPFMANN

Waltraud Schelkle,
Manfred Nitsch (Hrsg.):
Rätsel Geld.

Annäherungen aus ökonomischer,
soziologischer und historischer Sicht,
Metropolis-Verlag Marburg 1995,
356 S. (39,80 DM)

Die Gelderklärung der Mainstream-Ökonomie, die das Geld wesentlich als eine technische Erleichterung des Güterausbaus in arbeitsteilig produzierenden Gesellschaften definiert, ist in jeder Hinsicht unbefriedigend. Sie vermag weder den sozialökonomischen Inhalt des Geldes noch seine historische Formbestimmtheit schlüssig zu erklären. Auch steht sie im Widerspruch zu sozialwissenschaftlichen Erklärungsansätzen, die besonders die desintegrierende und gesellschaftsverändernde Rolle des Geldes thematisieren. Schließlich erfährt sie auch keine Bestätigung durch die archäologische und ethnologische Forschung.

Es liegt nahe, ihr deshalb den »wissenschaftlichen Status« überhaupt abzuspochen (S. 13) bzw. mit W. Schelkle zu konstatieren, »daß die traditionelle Ökonomie bis heute über keine Geldtheorie verfügt, die – nach ihren eigenen Standards! – den Status einer wissenschaftlichen Theorie für sich beanspruchen kann« (S. 36). Die Kritik impliziert zugleich die Aufgabenstellung: Geld muß sozialwissenschaftlich erklärt werden, theoretisch stringent und im Kontext mit der historischen Entwicklung, ökonomische, soziale, politische und andere Aspekte gleichermaßen berücksichtigend.

Das vorliegende Buch zielt in diese Richtung, wenn auch der Abdruck der einzelnen, zuvor in einer Vorlesungsreihe vorgestellten Beiträge eher die Verschiedenheit der

Geldauffassungen hervortreten läßt als bereits Konturen einer in sich geschlossenen neuen Theorie sichtbar zu machen. Übereinstimmung besteht jedoch insofern, daß alle Autoren ein kritisches Verhältnis gegenüber der »herrschenden Modellierung von Geld und geldvermitteltem Tausch« in der ökonomischen Theorie einnehmen und alternative sozialwissenschaftliche Ansätze favorisieren (S. 7).

Den ersten Teil des Buches bestimmen monetärkeynesianische Perspektiven. Im zweiten Teil werden Geld und Geldvermittlung als »Skandalon« sozialwissenschaftlich untersucht. Der dritte Teil behandelt den Stellenwert des Geldes für die Evolution der Gesellschaft. Insgesamt handelt es sich um elf Aufsätze, die leider recht unvermittelt nebeneinander stehen. Besonders da, wo kontroverse Positionen bezogen werden, wäre eine gegenseitige Bezugnahme und Polemik nicht von Schaden gewesen.

Der erste Aufsatz befaßt sich mit Varianten ökonomischer Geldkritik zu Beginn unseres Jahrhunderts. W. Schelkle zeigt, daß sich Heterodoxie und herrschende Orthodoxie »nur in der Diagnose«, nicht aber »im Ziel und in der Stoßrichtung ihrer Geldkritik« (S. 12) unterscheiden. Während die Orthodoxie generell von der Neutralität des Geldes ausgeht, sehen die Kritiker diese als gestört. Das Telos ihrer Reformvorschläge ist daher die »aktive Neutralisierung des Geldes« (S. 22), worin die Übereinstimmung mit der Orthodoxie deutlich wird. Die Wurzel des vor- oder sogar unwissenschaftlichen Status' der herrschenden Lehre vom Geld sieht die Autorin im liberalen Fundament der ökonomischen Theorie. Dieses verbaut den Zugang zu einer »gesellschaftstheoretischen Bestimmung der Funktionen des Geldes« (S. 38), welche unverzichtbar ist, um zu einer wirklich wissenschaftlichen Geldbestimmung zu gelangen. Als wichtigsten Baustein für eine solche Theorie benennt Schelkle die monetäre Zinstheorie von Keynes. Ferner die keynesianischen Vorstellungen vom Marktzusammenhang und von Geldwirtschaft und Unterbeschäftigung.

Im zweiten Aufsatz greift H. Riese den bedeutungsvollen Titel des Buches auf und apostrophiert das Geld zum »letzten Rätsel

der Nationalökonomie«. Er schreibt, »Geld ist bis heute der Nationalökonomie ein Rätsel geblieben, weil tiefstehende Denkformen die Auflösung des Rätsels verhindern« (S. 48). Es gilt also umzudenken, das heißt wegzukommen von der Tauschlogik der Mainstream-Ökonomie. Zwei Schritte sind zur Lösung des Rätsels erforderlich: Zum einen bedarf das Geld zu seiner Genesis einer Institution und zum anderen bedarf es zu seiner Ökonomisierung der Knapphaltung (S. 50). Beides läßt sich mit der neoklassischen Theorie nicht erklären, mit der Lehre von Keynes aber wenigstens präzisieren. Riese löst das Rätsel durch die Erklärung der Genesis des Geldes aus dem Kredit und seine Definition als Zahlungs- und nicht als Tauschmittel.

Diese Erklärung bietet zugleich den Schlüssel für das Geld als Steuerungsgröße in einer modernen Ökonomie, die demzufolge als Geld- und nicht als Marktwirtschaft resp. Tauschökonomie begriffen wird. Die Konsequenzen, die sich aus der Interpretation »von Geld als knappgehaltenes Nichts« (S. 60) und der darin angelegten Lösung des Geldrätsels für die Wissenschaft und die Wirtschaftspolitik ableiten, faßt Riese übersichtlich in sieben Punkten zusammen (S. 56-62).

In dem sich daran anschließenden Aufsatz wird von M. Lüken genannt Klauen demonstriert, wie in der nationalen und internationalen Wirtschaft Dominanzverhältnisse entstehen und aufrecht erhalten werden. Die monetärkeynesianische Grundthese, wonach die Vermögenseigentümer alle Fäden des ökonomischen und politischen Entscheidungskalküls in der Hand halten, erfährt hier eine interessante Vertiefung. Es wird gezeigt, daß eine permanente »Umverteilung zugunsten der Geldvermögenseigentümer« (S. 70) stattfindet, national wie international. Dies hat zur Konsequenz, daß weder »die ökonomisch Handelnden in einer Volkswirtschaft gleichberechtigt (sind)... noch sind Nationalökonomien gleichberechtigt in dem Sinne, daß es zu gleichen Entwicklungsniveaus kommt« (S. 76). Was hier noch sehr theoretisch klingt, wird in dem folgenden Aufsatz von M. Nitsch praktisch gewendet. Die »Öffnung der Schere bei den Realeinkommen zwischen den Industrieländern und Lateinamerika« erweist sich bei näherem Hinsehen offensichtlich (auch)

als eine Frage des internationalen Geldwesens. Der Autor arbeitet heraus, daß die »Funktionsbedingungen einer Geldwirtschaft in Weichwährungsländern andere sind als in Ländern mit harten, konvertiblen Währungen...« (S. 97). Davon ausgehend ist es ihm möglich, die Versuche diverser Wirtschaftsberater, allgemeingültige wirtschaftspolitische Rezepte und Therapien zu formulieren, zu kritisieren. Einige Antworten auf die aufgeworfenen Fragen bleibt der Autor dem Leser jedoch schuldig.

Der zweite Teil wird eingeleitet mit einem Aufsatz von D. Baecker: »Die Unruhe des Geldes, der Einbruch der Frist«. Originell im Ansatz, provokativ in den Aussagen versucht der Autor zu zeigen, daß alles Gelddenken Ambivalenzdenken ist. Wer sich dabei auf die »Seite der negativen Wertung der Unruhe schlägt, erweist sich als Ökonom, als Moralist. Wer sich auf die Seite der positiven Wertung der Unruhe schlägt, ist ein Chrematist, ein Spekulant, ein Profiteur, ein amoralischer Mensch« (S. 109). Von daher wird der Widerspruch der liberalen Ökonomie deutlich gemacht. Die Unruhe des Geldes führt der Autor auf »den Einbau der Differenz zwischen Gegenwart und Zukunft in die Operationen der Wirtschaft« (S. 120) zurück. Evident wird dies im »Prinzip der Sorge«, das Goethe in die Gesellschaftsanalyse eingeführt hat. Die Geldwirtschaft zeichnet sich, so der Autor, durch so etwas wie eine »Dauersorge« um die Vermögenssicherung aus. Eine Kritik, die trotz ihrer soziologischen Verklausulierung an die Substanz geht! Einen Kontrapunkt dazu setzt H. Ganßmann in dem folgenden Beitrag. Für ihn ist die Koordinationsleistung des Geldes sekundär. Als vorrangig dagegen betrachtet er, »daß es beim Verhältnis von Arbeit und Geld nicht einfach um Kommunikation, sondern nach wie vor um Herrschaft geht« (S. 127). Zur Fundierung dieser These entwickelt er drei Stufen der historischen Entwicklung des Verhältnisses von Geld und Arbeit, wovon die letzte Stufe faktisch die Auflösung des Zusammenhangs beinhaltet: das Spiel (die Spekulation) tritt beim Erwerb von Kapital an die Stelle der Arbeit, was Marx bereits im »tiefsten 19. Jahrhundert« voraussah.

Es folgt eine sozialökonomische Studie, die

das Geld als das effizienteste Steuerungsmittel und modernste Variante gesellschaftlicher Regulation ausweist. Besonders gefällt an diesem Text von H.-J. Stadermann der ironische Umgang mit den »Heiligtümern« der neoklassischen Orthodoxie. Weniger gelungen scheint mir dagegen mitunter der Versuch, historische Parallelen herzustellen und weite Bögen über Jahrtausende hinweg zu spannen (S. 162ff.).

Nur geteilte Zustimmung dürfte der Text von U. Woronowicz über Zins und Zinsverbot finden. Die Ausführungen zum Alten und Neuen Testament, zu Luther usw. bringen nichts Neues. In der Zschr. für Sozialökonomie Nr. 86 (1990) findet sich zum Beispiel bereits ein ganz ähnlicher Text. Die Auslassungen zum Marxismus können schon deshalb nicht überzeugen, weil der Autor als einzige Quelle eine Schrift von Marx aus dem Jahre 1843 (!) heranzieht. Geradezu grotesk mutet es an, daß er Marx' »volkswirtschaftliches Konzept« als »ein der Theologie zugehöriges« (S. 195) bezeichnet. Noch mehr befremdet seine »Abrechnung« mit der DDR-»Kirche im Sozialismus«. Diese, teilweise Züge einer persönlichen Kontroverse tragende Polemik hat weder etwas mit dem Thema des Buches zu tun, noch ist sie für das Zinsproblem von Nutzen. Dafür ist sie peinlich und – wenn zum Beispiel der ev. Bischof Schönherr mit einem »Funktionär der SED« gleichgesetzt wird (S. 201) – lächerlich. Was bewog die Herausgeber dazu, diese Passagen in das Buch aufzunehmen?!

Daran an schließt sich ein umfänglicher Text von G. Heinsohn, der kein geringeres Ziel, als »die Rätsel der abendländischen Gesellschaft zu lösen«, verfolgt (S. 9). Die westliche Zivilisation beruht auf dem Patriarchat, dem Privateigentum und der Geldwirtschaft. Das Geheimnis ihrer Stabilität und Dynamik offenbart sich durch die Analyse des Zusammenhangs dieser Elemente. Heinsohn gibt eine Reihe von Rätseln vor, das »Rätsel des dunklen Zeitalters Griechenlands«, das Rätsel der »patriarchalen Monogamie«, das »Zinsrätsel« und das »Geldrätsel«. Er löst sie alle, sphinxgleich, indem er eine ungewöhnliche, bisher nie dagewesene Sicht des Ganzen, also der Weltgeschichte, vornimmt. Fragwürdig an diesem ungeheuer interessanten und

anregenden Beitrag ist jedoch die Übertragung der Begriffswelt der modernen Ökonomie auf archaische und antike Zustände. So operiert Heinsohn zum Beispiel vorbehaltlos mit den keynesschen Termini Zins, Liquiditätsprämie, Kredit, Zinsmarge usw., um sozialökonomische Verhältnisse im 3. und 4. Jahrtausend v.u.Z. zu erklären. Die Kritik dieser Vorgehensweise ist dann auch im nächsten Beitrag präsent, wo zu lesen ist, daß es sich verbietet, »unsere moderne Begrifflichkeit auf vergangene Wirtschaftssysteme zu übertragen« und »vormoderne Wirtschaftssysteme durch die Brille der eigenen marktwirtschaftlichen Erfahrungen zu sehen« (S. 273). Mit seiner detaillierten Darstellung der Geldverhältnisse in Mesopotamien, die eher das Tauschparadigma und die Marxsche Wertformanalyse zu bestätigen scheinen als Heinsohns Kredit-, Zins- und Geldmodell, leistet J. Renger mehr als nur einen historischen Beitrag. Zusammen mit Heinsohns Studie vermittelt dieser Text zugleich einen Einblick in die methodologischen Schwierigkeiten, mit denen die historische Geldforschung konfrontiert ist.

Der letzte Beitrag ist einer Zeichentheorie des Geldes gewidmet. Ausgehend von Beispielen aus der antiken Münzgeschichte demonstriert M. Hutter, daß das Geld bloß Zeichen ist, keinesfalls aber ein bloßes Zeichen. Er orientiert sich dabei an der Kommunikationstheorie N. Luhmanns, getragen von der Überzeugung, daß die Bedeutung einer zeichentheoretischen Interpretation der Wirtschaft im Wachsen begriffen ist.

ULRICH BUSCH

Ingo Hasselbach:
Die Bedrohung. Mein Leben
nach dem Ausstieg aus der rechten
Terrorsszene,
Aufbau-Verlag Berlin 1996,
180 S. (25,00 DM)

Der Autor legt hiermit sein drittes und erklärtermaßen letztes Buch zur oben genannten Thematik vor.

Es handelt sich dabei um eine informative Mischung aus biographischer Skizze, Selbstanalyse und investigativem Report über rechtsextreme Aktivitäten und Aktivisten. Geographisch beschränken sich die Berichte nicht etwa nur auf den Berliner Stadtbezirk Lichtenberg, in dem der Autor ehemals sein organisatorisches Umfeld hatte, sondern sie verdeutlichen die internationalen Verknüpfungen der rechtsextremen ideologischen Impulsgeber und ihrer Anhänger in den europäischen und außereuropäischen Staaten. H. bezeichnet seine ehemaligen Kameraden als Neonazis. An Beispielen, die diese Einordnung erhärten, fehlt es nicht: Beginnend von der Ausschwitzlüge, fortgeführt über Terrorbereitschaft, über den Gebrauch eines völkischen Nations- und Deutschtumsbegriff und über einen mystifizierten Kameradschaftstraum finden sich alle bekannten ideologischen und politischen Dogmen, die ungebrochen über die Niederlage des deutschen faschistischen Staates von den Altvorderen in das demokratische System der Bundesrepublik hinübergerettet wurden. Die Beschreibung dieser geistigen, motivativen und praktizierten Grundlagen der äußeren rechten Szene ist nicht neu, der Wissenszuwachs dementsprechend gering.

Wer sich dennoch auf die Lektüre einläßt, der wird auf einen Aspekt der Betrachtung stoßen, der den Leser zu eigenen Positionen – vielleicht sogar in ungewohnter Weise – zwingt. Schnell wird von den Andersdenkenden um des Prinzips willen kritisiert, ohne sich näher die innere Logik des geschlossenen, wenn auch falschen, politischen und organisatorischen Systems zu erschließen. Um diesen Versuch einzuleiten, kann das dritte Buch für jedermann dienlich sein.

H., der sich im Niemandsland zwischen Täter und Tatbetroffenem befindet, hat ein Schreibprinzip, dem er treu bleibt: Ehrlichkeit. Nicht alles davon ist überzeugend, wissenschaftlich nachweisbar oder auch nur akzeptabel für den Leser links der Mitte. Themen wie etwa Antisemitismus in der DDR, strafrechtliche Verfolgung rechter Terroristen in Österreich, Neonazismus in den USA, Umgang der Ermittlungsorgane mit Aussteigern u.v.a. werden aus der Sicht eines Menschen behandelt, der sich nicht mehr nur deklamatorisch von seinen Straftaten und den dazu-

gehörigen Motiven abwendet und der doch noch nirgends angekommen ist. Er spürt instinktiv diesen Schwebestand. Nahezu inflationär muten deshalb auch die mit dem Ende des Buches immer kurzatmiger werdenden »Enthüllungen« über einzelne Naziaktivisten und eigene Erfahrungen in der Szene an, die schließlich wie Perlen auf eine Schnur gereiht werden. Der Autor möchte gehört werden, möchte, bevor er sich aus der Öffentlichkeit zurückzieht, noch alles loswerden, was ihm wichtig erscheint. Seine Enttäuschung darüber, daß das BKA nur seine Informationen bereitwillig entgegennimmt und niemand ihm ein Schutzprogramm bietet, ist nachzuvollziehen. Man kann sich fast des Eindrucks nicht entziehen, daß immer wieder bewußt auch in anderen Ermittlungen zu viel Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt wird. Hier offenbart sich erneut Hasselbachs Naivität gegenüber der Gesellschaft wie sie ist. Es ist eben ein folgenschwerer Irrtum zu glauben, daß ein Interesse an rigoroser Aufklärung rechtsextremen Potentials und deren Vorstufen bestünde. Die Forschungen von Wissenschaftlern der FU Berlin haben in den letzten Jahren immer wieder in Auswertung von Bundes- und Landtagswahlen nachgewiesen, daß in »normalen« Zeiten die Wähler ca. zu einem Viertel bereit sind, ihre Stimme einer Partei des rechten Spektrums außerhalb der CDU/CSU zu geben. Nur weil es keine überzeugende politische Kraft an dieser Stelle gibt, tun die meisten es doch nicht!

Indem der Aussteiger H. in den letzten Jahren ständig von nationalen und internationalen Medien und schließlich den einheimischen Justizorganen vorgeführt wird, entsteht nach außen der fragwürdige Eindruck entschlossener Geschäftigkeit gegen rechts. Möglicherweise geschieht dies auch, um bei nächster Gelegenheit, ganz ausgewogen versteht sich, linke Aktivitäten über den gleichen Kamm zu scheren.

So kann der Leser den Wunsch nach einem friedlicheren und anderen Werten verpflichteten Leben von H. nachvollziehen, aber gleichzeitig entpuppt sich das Vorhaben als unrealistisch. Selbstverständlich empfindet der Leser die H. noch bevorstehenden Verurteilungen als notwendig, aber angesichts der Halbherzigkeit der Zuwendung zu diesem Thema

durch verantwortliche Stellen, erwartet man nicht gerade den großen Aussteigerboom in der Szene.

Zurück bleibt der Leser mit nach meinem Dafürhalten zu wenig Aussicht auf Veränderung der unakzeptablen Zustände, aber mit unzähligen Fragen und Denkansätzen. Für den am aktiven politischen Gespräch und der Beseitigung massenhaft vorhandenen ideologischen Restmülls deutscher Geschichtspropaganda Interessierten, sollte sich der Bucherwerb lohnen.

MARTINA DIETRICH

Widerspruch 31

»Globalisierung – Arbeit und Ökologie« ist das zentrale Thema des Heft 31 der in Zürich erscheinenden Zeitschrift »Widerspruch«, die sich selbst als Zeitschriftenprojekt begreift, »das jährlich zwei Themenhefte mit Beiträgen aus dem kritischen Wissenschafts- und Kulturbereich, aus Linksparteien und den Gewerkschaften, aus der Ökologie-, Friedens- und Frauenbewegung herausgibt«.

Den wohl lesenswertesten Beitrag zur Gesamtproblematik steuern *E. Altvater* und *B. Mahnkopf* bei, die sich der Frage nach dem Neuen an der marktwirtschaftlichen Globalisierungstendenz am Ende des 20. Jahrhunderts stellen. Dazu werden von den Autoren vier durchaus interessante Bestimmungen von »Globalisierung« geliefert. Das eigentlich Neue der Globalisierung sehen beide darin, daß »der Globus raum- und zeitkompakt geworden« (S. 23) ist. »Globalisierung (heißt) zunächst Globalisierung der Welt der Waren« (S. 30) und »Globalisierung ist (auch) das manchmal widerwillige Einschwenken auf eine durch die Attraktivität des modernen kapitalistischen Weltsystems vorgezeichnete Bahn. Globalisierung heißt daher auch Alternativlosigkeit...« (S. 29). Und schließlich »ist Globalisierung (heute) gleichbedeutend mit Deregulierung und daher mit einer Schwächung der politischen Gestaltungsmacht der Nationalstaaten« (S. 19). Wem nun jedoch nach mehr als diesen ersten Annäherungen an ein zweifellos komplexes neuzeitli-

ches Phänomen dürstet, der wird am Ende auf das im August 1996 wahrscheinlich erscheinende, lange angekündigte Buch der Autoren verwiesen.

Zum Problembereich Globalisierung und Arbeit schließen sich die Aufsätze von *K. Dräger* zur Frage »spaltet die Europäische Wirtschafts- und Währungsunion die EU?« und von *H. Baumann*, *E.-L. Laux* und *M. Schnepf* zur »Tarifpolitik unter Globalisierungsdruck« an.

Den Einstieg in den Themenbereich Globalisierung und Ökologie eröffnet *M. Massarrat* mit dem Versuch, die historisch gewachsenen nichtnachhaltigen Wachstums- und Wohlstandsstrukturen der gegenwärtigen Weltwirtschaft mit Hilfe einer Theorie der globalen Externalisierung von sozialen und ökologischen Kosten zu erklären. Die von ihm vorgestellte Argumentation, daß es herrschenden Minderheiten bzw. ökonomisch vorherrschenden Nationen aufgrund von machtpolitischen Überlegenheitspositionen gelingt, ökologische und soziale »Kosten« auf die jeweils schwächeren Bevölkerungsgruppen oder Nationen überzuwälzen, verliert allerdings durch begriffliche Inkonsistenzen beträchtlich an Überzeugungskraft. Bei den von Massarrat festgestellten »Kosten« handelt es sich nämlich im Kern um im Produktionsprozeß aufgewandte Ressourcen, die im kapitalistisch-marktwirtschaftlichen Sinne eben keine »Kosten« darstellen. Vor eine Diskussion über »Kostenexternalisierung« wäre daher eine Bestimmung der Substanz des Reproduktionswertes (resp. der Reproduktionskosten) in einer nachhaltigen Wirtschaftsstruktur zu setzen – ohne diese theoretische Leistung kann über die »ökologisch und sozial richtigen Marktpreise« (S. 13) kaum sinnvoll räsoniert werden.

Der thematisch anschließende Beitrag von *Th. Heim* über das Marktwirtschaften eigentümliche Prinzip der Nicht-Nachhaltigkeit liefert einen kurzen Abriss über verschiedene Richtungen der Öko-Debatte und kommt zu dem Ergebnis, daß Nachhaltigkeit in kapitalistischen Gesellschaften offenbar einen gravierenden »Evolutionsschritt« (S. 74) darstellt. In den sich anschließenden Erörterungen über Wege zu einer »nachhaltigen Gesellschaft« wird daraus jedoch keineswegs

der sich aufdrängende Schluß gezogen, daß Herstellung von Nachhaltigkeit etwas mit der Überwindung kapitalistischer Gesellschaftsformen zutun haben könnte.

Darauf, wie rigide sich die herrschenden kapitalistischen Strukturen in der westlichen Hemisphäre gegen auch nur die kleinsten Schritte in Richtung auf eine – wie auch immer geartete – Ökologisierung der Gesellschaft stellen, verweist *M.R. Krätke* in seinem Artikel über den möglichen Nutzen von Öko-Steuern. *W. Brüggén* wendet sich schließlich gegen eine Ökonomisierung der Umweltpolitik und fordert demgegenüber eine Politisierung der Ökonomie, um Perspektiven für einen sozial-ökologischen Umbau zu öffnen.

Hervorhebenswert im vorliegenden »Widerspruch 31« ist sicherlich noch der ausgezeichnete polemische Beitrag von *H. Gabathuler* über den »Durchmarsch des homo oeconomicus« in den neoliberalen Denkfabriken – demonstriert am Beispiel der Universität Basel. Indem er der Frage nach geht, »wie es möglich war, daß aus einer ihrer Grenzen bewußten »pragmatischen« Einzeldisziplin eine aggressive »imperialistische« Welterklärungslehre wurde« (S. 104), kommt Gabathuler zu einer Reihe bemerkenswerter Einsichten über die Konsequenzen einer selbstreproduktiven Vereinseitigung in der personellen Besetzung und im theorierelevanten Lehrangebot – »ein seriöses Studium, das sich kritisch mit den Grundlagen wie Begrenzungen des eigenen Fachs (der Nationalökonomie) und dessen Gegenstandes befassen würde, ist unter solchen Bedingungen nicht mehr möglich« (S. 105).

Ein umfangreicher Diskussionsteil zum Problemkreis Arbeit und Zeitökonomie – unter anderem auch aus feministischer Sicht – sowie Rezensionen und eine Zeitschriften-schau runden das Heft ab.

Zu beziehen ist »Widerspruch« über den Buchhandel oder direkt über: Widerspruch, Postfach, CH-8026 Zürich (Fon/Fax 01-2730302) – es darf auch abonniert werden.

ARNDT HOPFMANN

Wladislaw Hedeler, Mario Keßler,
Gert Schäfer (Hrsg.):

Ausblicke auf das vergangene
Jahrhundert.

Die Politik der internationalen Arbeiter-
bewegung von 1900 bis 2000,

Festschrift für Theodor Bergmann,
VSA-Verlag Hamburg 1996, 401 S.

Mit diesem Band, verfaßt anlässlich des 80. Geburtstages von Theodor Bergmann, kündigt sich ein weiteres Mal die »Welle der Bilanzierungsbücher« an, die in den nächsten Jahren über uns zusammenschlagen wird. Trotzdem wird der vorliegende Band recht singulär bleiben, zum einen des Themas wegen. Arbeiterbewegung und Sozialismus scheinen nicht mehr der Rede wert. Zum anderen wegen der Sichtweise, die – bei allen Unterschieden im einzelnen – den Autoren gemeinsam ist: antistalinistisch, aber nicht antisozialistisch und somit der Haltung verbunden, die der Jubilar über Emigration und Verfolgung, Kalten Krieg und persönlichen Erfolg in der wissenschaftlichen Arbeit hinweg in außergewöhnlicher Weise gelebt hat.

Von den Beiträgen, soweit sie nicht das Spezialgebiet des Jubilars, die Landwirtschaft, berühren, seien besonders die von *Friedrich I. Firsow*: »Der Stab der Weltrevolution«. Innenansichten; von *Peter von Oertzen*: Der junge Lukács und der Leninismus sowie von *Jochen Cerny*: KPO in der SED? hervorgehoben.

Im Anhang des Bandes kommen verschiedene Gratulanten zu Worte, die Bucharin-Witwe Anna Larina ebenso wie Walter Grab aus Tel Aviv. Hans Mayer erinnert in seinem Gruß noch einmal daran, wie sich die russischen Kommunisten – wohl nicht zuletzt aus Angst vor Trotzki – besten Glaubens an Stalin auslieferten. Auf die bei der Nachricht von Lenins Tod von deutschen Kommunisten gestellte Frage, wer nun Partei und Staat zusammenhalten werde, habe Bucharin weinend geantwortet: »»Das kann nur der Koba.« ... Zum Dank hat dann besagter Koba dem Genossen Bucharin den Genickschuß verordnet.« (S. 370)

JÖRN SCHÜTRUMPF